

3. Forschungsprozess, Datenerhebung und -auswertung

3.1 Begründung und Verortung des Forschungsinteresses

3.1.1 Herleitung des Forschungsthemas

So unauffällig die polizeiliche Belastungsforschung in den letzten Jahrzehnten ihre positivistisch-psychologischen Erhebungen betrieben hat ohne polizeikulturelle Rahmungen zu berücksichtigen, so umkämpft zeigt sich seit einigen Jahren das Narrativ der belasteten Polizist*innen. Diese sollen den »Widerspruch der Gesellschaft komprimier[en] [...] also ist es kein Wunder, dass [...] [sie] ab und zu richtig, richtig böse« (DLF 2020) werden, so der Cineast Georg Seeßlen im Deutschlandfunk zum Thema Polizeigewalt im Film.

In den letzten Jahren wurde polizeiliches Fehlverhalten, insbesondere (tödliche) Polizeigewalt und Rassismus immer häufiger thematisiert. Dabei werden unzureichende Datenlagen zur politischen Einstellung von Polizist*innen bemängelt und umfangreiche Studien gefordert (Bosch 2020). Die Debatte um die geforderten Studien präsentiert sich als politisch stark überformt, wie zum Beispiel Aussagen des damaligen Bundesinnenministers Horst Seehofer belegen: Es bedürfe, so seine Meinung, keiner Studie zu Rassismus in der Polizei, denn Rassismus sei verboten und demzufolge in den Polizeien nicht zu finden (Thurm 2020)¹.

1 In der tatsächlichen Umsetzung findet sich ein deutlich anderer Zuschnitt dieser geforderten Studie, der in zwei von drei Teilmodulen den Berufsalltag, die Motivation, Work-Life-Balance, Arbeitsbelastungen und Gewalt gegen Polizist*innen sowie deren Auswirkungen auf die Psyche betrachtet (kurz: MEGAVO, dies kann auf der Projekt-homepage eingesehen werden: <https://www.polizeistudie.de/>).

Stress, Arbeitsbelastung und ggf. Krankheit als Grundlage für Fehlverhalten zu betrachten, scheint ein dankbarer Fluchtpunkt, weil dabei vor allem das Individuum in seinen Bewältigungskompetenzen adressiert wird. Diese Perspektive verkennt jedoch, dass Arbeitsbelastungen sowie Vorstellungen von arbeitsspezifischer Gesundheit und Krankheit von je spezifischen polizeikulturellen Normen, Werten und Ordnungsvorstellungen durchzogen sind (siehe hierzu Kapitel 2.3). Dem zugrunde liegt die Überlegung, dass die häufig problematischen Arbeitsverhältnisse, denen Polizist*innen ausgesetzt sind, zu polizeilichem Fehlverhalten führen. Aus der angloamerikanischen, abolitionistischen Polizeiforschung geht jedoch hervor, dass die Verbesserung der polizeilichen Aus- und Weiterbildung, Reformen von Polizeigesetzen etc. keine nennenswerten Verbesserungen, sondern eine massive Stärkung der Organisation bewirken, ohne dass bspw. die Kriminalisierung der *Black Communities* oder Gewalt gegen *People of Color* verhindert wird (Vitale 2017). Folglich muss auch in Deutschland die quasi automatische Verbindungslinie zwischen Arbeitsbelastung als Begründung für polizeiliches Fehlverhalten oder politische Einstellungen von Polizist*innen kritisch hinterfragt werden, wenn zu diesem Themenbereich geforscht wird (Jacobsen/Bergmann 2024).

An dieser Stelle soll die vorliegende Arbeit ansetzen und am Beispiel von Flucht*Migration eben jene gesellschaftlichen Veränderungen und Bewegungen in die Konstituierung von Arbeitsbelastung einbeziehen. Inwiefern die gewählte thematische, vermeintlich tendenziöse Verbindung aus soziologischer Sicht so vielversprechend erscheint, möchte ich² begründen:

- Wie bereits in Kapitel 2.2 dargelegt bedeutet die Flucht*Migrations-Bewegung eine Zäsur für die europäische und in der Folge auch deutsche Mobilitätsordnung. Geflüchtete*Migrierende traten »aus dem Schatten der Irregularität« (Hess et al. 2017: 7) heraus und wurden sichtbar. Sie überwandten zumindest zeitweise eine postkoloniale Politik der Abschottung. Die sich verändernden Grenzregime trafen zum einen auf polizeikulturell prädisponierte, eher bewahrende, konservative Ordnungsvorstellungen (Cockcroft 2013: 55) und zum anderen veränderten sie den Arbeitsalltag von Polizist*innen ganz konkret durch eine Erweiterung des Aufgabenrepertoires,

2 Die folgenden Kapitel habe ich in der ersten Person Singular verfasst, um meine Rolle als Forschende transparent und ihre Wirkung auf den Forschungsgegenstand sichtbar zu machen.

bspw. die Umverteilung von Geflüchteten auf die jeweiligen Erstaufnahmeeinrichtungen, erkenntungsdienstliche Maßnahmen, Objektschutz bei gleichbleibenden Personal etc.

- Flucht*Migration wurde als Arbeitsfeld und potenzielle Quelle von Arbeitsbelastung für Polizist*innen auch aus machtvoller polizeigewerkschaftlicher Perspektive ins Feld geführt, ebenso die Verbindungslinie zwischen Arbeitsbelastung und Flucht*Migration definiert und medial aufgegriffen. Zwar stehen Forschungen über die diskursive Bearbeitung von Flucht*Migration aus Perspektive der Polizei aus. Die Diskursforschung zeigt aber mit Blick auf den langen Sommer der Migration, dass ebendieser als Projektionsfläche diente und Diskurskopplungen vorgenommen wurden, wie Becker (2022: 87) es u. a. am Beispiel des Arbeitsmarkts darstellt. Es kann davon ausgegangen werden, dass sich solche Diskurskopplungen auch mit Blick auf Flucht*Migration und Arbeitsbelastung in der Polizei vollzogen haben.
- Bereits vor dem langen Sommer der Migration zeigt sich eine am Krankenstand gemessene erhöhte Arbeitsbelastung von Polizist*innen (z. B. Bartsch et al. 2012). Flucht*Migration kann demzufolge nicht ausschließlich und ursächlich herangezogen werden, wenn Arbeitsbelastungen und Krankenstand innerhalb der Polizei diskutiert werden. Die dargelegten Forschungsdesiderate im Hinblick auf die soziale und kulturelle Überformung von Gesundheit und Krankheit sowie Belastung in der Polizei verdeutlichen, dass auch das Verweisungsverhältnis von gesellschaftlichen Transformationsprozessen (wie z. B. Flucht*Migration) und deren Rezeption durch die Bundes- und Landespolizeien sowie andere polizeinahe Organisationen genauer betrachtet werden muss. Hierbei stellt sich insbesondere die Frage, was der polizeilichen Tätigkeit inhärent zu sein scheint und welche Besonderheiten diese Tätigkeit und ihr Status des Dienstverhältnisses als Beamte*r aufweisen.

Die vorliegende Arbeit zielt demnach darauf ab zu ergründen, wie die skizzierten Verbindungen von Arbeitsbelastung und Flucht*Migration von Polizist*innen gedeutet und verhandelt werden, um mehr über arbeitsbezogene polizeiliche Praktiken bzw. Handlungen und die polizeiliche Bedeutung von Arbeitsbelastungen zu erfahren. Kurzum: Die hier betrachtete Verschränkung von Arbeitsbelastung und dem langen Sommer der Migration sagt mehr über die Institution der Polizei und ihre Mitglieder aus als über Flucht*Migration.

Die Verbindungslinien zwischen den Themenbereichen befinden sich in einem forschungsseitig gewinnbringenden Spannungsfeld: Dass der lange Sommer der Migration nicht ursächlich für die Arbeitsbelastung von Polizist*innen verantwortlich zeichnet, kann als vorläufige und vorsichtige Anfangsthese einbezogen werden. Die Themenbereiche Flucht*Migration und Arbeitsbelastung von Polizist*innen sollten weder als kausal verknüpft noch als bloß sozial zufällig aufgefasst werden. Das Phänomen ist als Ausgangspunkt für die Forschung zu verstehen und muss so betrachtet werden, als stünde dahinter »eine komplexe, gesellschaftliche Funktion« (Foucault 2016: 34). Die Arbeitsbelastung der Polizist*innen, die in Verbindung mit Flucht*Migration gebracht wurde, wird nicht als deren »bloße Konsequenz« (ebd.) verstanden, sondern als soziale Definitionsleistung. Dabei soll es jedoch nicht darum gehen, in diskursanalytischer Tradition oder situationsanalytisch jenen Konstruktionsprozess in den Blick zu nehmen, sondern zu fragen – und zwar unter Berücksichtigung von Herrschaftsverhältnissen –, wie die beiden Themen in den Handlungen bzw. Praktiken, Bedeutungszuschreibungen und mentalen Strukturen der Polizist*innen verknüpft sind: In diesem Zusammenhang sollen die beiden Themenbereiche

»nicht als zwei getrennte Linien behandelt werden, deren Überschneidung sich auf die eine oder andere oder auf beide störend oder fördernd auswirkt. Vielmehr soll untersucht werden, ob es nicht eine gemeinsame Matrix gibt und ob nicht beide Geschichten in einen einzigen [...] Formierungsprozess hineingehören.« (Foucault 2016: 34)

In ihrer politischen (Un-)Eindeutigkeit und ihren miteinander zufällig wirkenden, jedoch wirkmächtig verworrenen *Story Lines* (Corbin/Strauss 1996: 94), die zwei zunächst unterschiedliche Geschichten erzählen, liegt eine empirische Stärke, die *in situ* zum Forschungsgegenstand wurde. Diese Formation rückte im Zuge des Forschungsprozesses in den Mittelpunkt – und zwar aus Perspektive der Polizist*innen, ihren Logiken und den subjektiven Belastungen folgend, aber auch stets danach fragend, welche soziale Wirklichkeit damit (re)produziert werde.

3.1.2 Forschungsfokus und Fragestellung

In der dargelegten Forschung werden zwei bisher wenig verknüpfte Forschungsbereiche miteinander ins Gespräch gebracht: auf der einen Seite ein kritisch-verstehender Zugang zur Polizeiforschung und auf der anderen Seite die Arbeits- und Gesundheitssoziologie, die über den bei Böhle entlehnten Belastungsbegriff aus der Arbeitssoziologie verbunden wird. Dieser versteht unter arbeitsbedingter Belastung »Arbeitsanforderungen und -bedingungen, durch die die Arbeitenden beeinträchtigt werden« (Böhle 2010: 451, s. Kapitel 2.3 zur Auseinandersetzung mit dem hier verwendeten Belastungsbegriff). Die vorgelegte Forschung soll jedoch keineswegs auf der Ebene des subjektiven Sinns der Arbeitsbelastung von Polizist*innen verharren, sondern betrachtet Arbeitsbelastungen als ein sozial und kulturell überformtes Phänomen (Jellen et al. 2018), nicht als naturgegeben und stößt somit in eine Forschungslücke: Bislang liegt kaum arbeits- und gesundheitssoziologische rekonstruktiv-qualitative Forschung zur Arbeitsbelastung bzw. zum Belastungserleben im Polizeiberuf vor. Bisherige Erhebungen sind, wie bereits im Kapitel 2.3 dargestellt, in der Psychologie zu verorten und betrachten das individuelle Erleben von Belastungen. Es gibt jedoch kaum Studien, die das subjektive Belastungserleben aus dem Berufsalltag der Polizist*innen heraus mittels ethnografischer Verfahren betrachten, darüber hinaus nicht nur eine Aufzählung von polizeilichen Belastungen liefern, sondern ihre Deutungen im Forschungsprozess berücksichtigen und thematisch rückbeziehen. Hier setzt meine Forschungsarbeit an und fragt:

- Inwiefern sehen sich Polizist*innen im Zuge des langen Sommers der Migration subjektiven Arbeitsbelastungen ausgesetzt? Um welche Arbeitsbelastungen handelt es sich?
- Welche Bedeutungszuschreibungen nehmen Polizist*innen mit Blick auf die aus Flucht*Migration entstehenden Arbeitsbelastungen vor?
- Welche Sinnzusammenhänge lassen sich zwischen möglichen Arbeitsbelastungen und Flucht*Migration herstellen?
- Wie gestaltet sich das Polizieren von Flucht*Migration im polizeilichen Arbeitsalltag? Welche Praktiken werden im Umgang mit Flucht*Migration deutlich und wie werden diese von den Polizist*innen gerahmt?

3.1.3 Erkenntnisinteresse an der Straßenkreuzung

»Das Denken nimmt seinen Ausgang von einer Stelle, die man ganz gut eine Straßenkreuzung nennen kann, von einer Situation, die mehrdeutig ist, die Alternativen enthält, ein Dilemma darstellt. Solange unsere Gedanken von einem Ding zum anderen gleiten, solange wir unserer Vorstellung gestatten nach Belieben Phantasien nachzuhängen, ist kein Zwang zur Reflexion vorhanden. Wo kein Problem zu lösen, keine Schwierigkeit zu überwinden ist, fließt der Strom unserer Gedanken planlos. [...] Sobald aber eine Frage zu beantworten, eine Unklarheit zu beseitigen ist, wird dem Denken ein Ziel gesetzt und der Strom der Ideen in bestimmte Kanäle geleitet. [...] Das Problem setzt den Gedanken ein Ziel und das Ziel regelt den Denkprozess. [...] Das Denken nimmt seinen Ausgang von einer Beunruhigung, einem Staunen, einem Zweifel.« (Dewey 2002: 14f., Hervorhebung im Original)

John Dewey beschreibt in seinem Werk *Wie wir denken* einen Wanderer, der – auf eine Wegkreuzung getroffen – nun überlegen und abwägen muss, welchen Weg er wählen soll. Er könnte, so Dewey, einfach den Zufall entscheiden lassen oder aber er versucht Gründe zu finden, die seine Wahl legitimieren würden. Mit dem Beispiel des Wanderers verdeutlicht Dewey die zentrale Denkfigur des praktischen Problembezugs, der charakteristisch ist für den Pragmatismus (Joas 1992: 29ff.): Es besteht kein fester Ausgangspunkt des Denkens, wie ihn Descartes konstatiert, keine Gegenüberstellung von Bewusstsein und Welt, sondern neues Denken entsteht in der Problemkonfrontation – »ein Denken, das im Hier und Jetzt, in konkreten Situationen verankert ist und ebenso konkrete Handlungen zu bewältigen hat« (Keller 2012: 38). Der Pragmatismus setzt demzufolge den praktischen Problembezug voraus, an dem das Erkennen seinen Anfang nimmt. Der Zweifel in einer ganz spezifischen situierten Handlung »wird zum Einfallstor der Suche nach Neuem, nicht ein gedanklich-abstrakt vorgestelltes Gegenüber von Mensch und Welt. Dies gilt für den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess ebenso wie für die Erkenntnisbildung im Alltagsleben« (ebd.: 39).

Das in der Arbeit zugrundeliegende Verständnis von sozialer Wirklichkeit lehnt sich an das interpretative Paradigma an und basiert auf einer kontinuierlichen Herstellung eben dieser in »tätiger Auseinandersetzung mit Elementen der sozialen wie der stofflichen Natur, die damit zu Objekten für uns werden und Bedeutungen erlangen, die wir uns über Prozesse der Symbolisation wechselseitig anzeigen können.« (Strübing 2014: 38). Es verweist somit auf

den amerikanischen Pragmatismus als Erkenntnistheorie ex negativo sowie auf die darauf aufbauenden Ausarbeitungen Meads und Blumers zum Symbolische Interaktionismus.

Der erkenntnistheoretische Ausgangspunkt liegt also darin anzuerkennen, dass Individuen interpretativ, symbolvermittelt sowie unter soziokulturellen und normativen Vorzeichen ihre Realität aktiv selbst deuten und herstellen – und daraus somit durchaus reale Konsequenzen erwachsen (Thomas/Thomas 1928: 572). Wahrheit ist demzufolge nicht ubiquitär, sondern ein höchst selektives Unterfangen, denn »wahr ist das, was funktioniert, und zwar sowohl auf der Ebene des individuellen Denkens und Handelns wie auch beim kollektiven Denken und Handeln« (Keller 2012: 39f.).

In doppelter Hinsicht bieten die beschriebenen Vorstellungen von Wahrheit, Bedeutungszuweisung und Deutungsprozessen den Ausgangspunkt für das Erkenntnisinteresse in der vorliegenden Arbeit: Zum einen kann das beschriebene Forschungsthema durchaus im Sinne der oben erwähnten Wegkreuzung verstanden werden. Unterschiedliche Positionen und Perspektiven, Interessen und Bedeutungen treffen aufeinander und lassen den thematischen Zuschnitt vielschichtig und nahezu undurchsichtig wirken. Gleichsam fragt dieses komplexe Konglomerat nach einer erkenntnistheoretischen und im Anschluss methodologischen Grundlage, die die praktischen Problembezüge, diversen Bedeutungszuweisungen und wechselseitigen Symbolisationen adäquat berücksichtigen kann, sie im pragmatistischen Sinne als Hindernis, an dessen Überwindung bzw. Bearbeitung wir die Art des Denkens und die Frage danach, wie Menschen Dingen und Handlungen in ihrer Umgebung Bedeutung zuweisen, nachvollziehen können. Demzufolge waren zwei Punkte für die vorliegende Arbeit zentral: 1) die Tatsache, dass die forschungsseitig relevanten Aspekte nur dort sichtbar werden, wo Polizist*innen ihren (Berufs-)alltag bestreiten und in Interaktion gehen und b) dass ich diese Prozesse bestenfalls *in situ*, also direkt dort, wo dieses Geschehen stattfindet, beobachten sollte, um die Zuweisung von Bedeutung hinsichtlich der Arbeitsbelastung von Polizist*innen sowie ihre Praktiken und Haltungen aus erster Hand und vor Ort mitzuerleben. Kurz gefasst geht es darum, polizeiliche Arbeitsbelastung im Zuge von Flucht*Migration als eine kollektive, soziale Definition anzuerkennen und maximal offen zu hinterfragen, was es eigentlich damit auf sich hat – im Fall der hier vorliegenden Forschung aus Perspektive der Polizei.

Sowohl die erste als auch die zweite Chicagoer School of Sociology brachten wegweisende Studien hervor, wie z. B. *The Polish Peasant in Europe and Ame-*

rica (Thomas/Znaniecki 1996 [1918] bzw. Thomas/Znaniecki 2004), *Awareness of Dying* oder *Time for Dying* (Glaser/Strauss 1980 [1965], 2007 [1968]) oder *Boys in White* (Becker et al. 1976), die sowohl auf Feldforschung bzw. ethnografische Forschungselemente setzten als auch Interaktionsprozesse (mit Blick auf die zweite Chicagoer School vornehmlich in Organisationen und weniger in Stadtteilen, Keller 2022) in den Blick nahmen. Demzufolge erscheint es für die vorliegende Arbeit folgerichtig, an diese Traditionen anzuschließen und *Grounded Theory* sowie Ethnografie nicht als zwei separate Forschungsstile zu betrachten, sondern vielmehr ihre anregenden Verbindungen zu betonen.

3.2 Der Forschungsstil der *Grounded Theory*

Der hier dargestellten Datenerhebung und -auswertung liegt ein zirkulärer, ethnografischer Forschungsprozess im Stil der *Grounded Theory* zugrunde (Glaser/Strauss 2005; Corbin/Strauss 1996). Der Grundgedanke der *Grounded Theory* lautet, dass »soziale Wirklichkeit durch symbolvermittelte Interaktion konstruiert wird [...] [und somit] Phänomene und Prozesse sozialen Handelns in konkreten Situationen in den Mittelpunkt des Interesses« (Unterkofer 2016: 293) gerückt werden – und zwar mit dem Ziel, »eine konzeptuell dichte Theorie [...], die sehr viele Aspekte der untersuchten Phänomene erklärt« (Strauss 1998: 25), aus den Daten emergieren zu lassen. Die entstandene Theorie ist eine »durch Handeln [...] hervorgebrachte [...] Bedeutung von Objekten« (Strübing 2014: 10), die ihrerseits wiederum Deutungen unterliegen. Ich lehne mich in der vorliegenden Forschung an Reichertz' und Wilz' (2016: 50) Auffassung klassischer *Grounded Theory* an und verweise demnach vor allem auf Strauss' Arbeiten, die von einem zirkulären Forschungsprozess, einem deutlich stärkeren Theoriebezug geprägt sind als andere *Grounded-Theory*-Strömungen und deutlicher, wenn auch kaum expliziert, in der Tradition des klassischen Pragmatismus stehen.

Der Forschungsstil der *Grounded Theory* bietet sich mit Blick auf den beschriebenen Forschungsgegenstand insofern an, als er einen Zugang bietet zu der oben zitierten Straßenkreuzung, zum Formierungsprozess der sich vermeintlich zufällig kreuzenden Themen. Dieser dient als Ausgangspunkt für die Betrachtung, besteht doch das Ziel der Arbeit darin, dieses soziale Phänomen aufzublättern, seine Zusammenhänge zu detaillieren, im soziologischen Sinne zu verstehen (Bourdieu et al. 1998) und eine gegenstandsbierte Theorie zu entwickeln.

Die zentralen Tools einer *Grounded Theory*, die auch in der hier vorliegenden Forschung angewandt wurden, sind das Kodieren, das Schreiben von Memos, ein Wechselverhältnis zwischen Datenerhebung, Auswertung und Theoretisierung sowie eine theoretische Sensibilität, die weder deterministisch den Forschungsprozess vorstrukturiert noch völlig theoriebefreit in ihn hineingeht.

3.2.1 Offenes, axiales und selektives Kodieren

Das Kodiervorgehen der *Grounded Theory* stellt einen zirkulären »Prozess des Aufbrechens, Untersuchens, Vergleichens, Konzeptualisierens und Kategorisierens von Daten« (Corbin/Strauss 1996: 43) dar. Daten (Transkripte, Protokolle, Dokumente etc.) werden zunächst konkret *line by line* betrachtet, um für die Forschungsfrage relevant erscheinende Ausschnitte zu erkennen, diese werden anschließend kontextualisiert und interpretiert, um sie konzeptuell zu bezeichnen, d. h. zu kodieren. Corbin und Strauss (1996: 45) sprechen auch vom Benennen der Phänomene bzw. vom Benennen der Codes.

Über das kontinuierliche Vergleichen dieser Codes werden Ähnlichkeiten und Abweichungen anhand ihrer zugeschriebenen Bedeutungen erfasst.

Kodes mit einer inhaltlichen, analytischen Nähe zueinander, werden nach ihren Eigenschaften und Dimensionen befragt, so dass sich nach und nach erste Konzepte bzw. Kategorienentwürfe herauskristallisieren. Die Arbeit des offenen Kodierens ist der zentrale Schritt in der Auswertung des Datenmaterials, der erste Fahrten im Material aufdeckt, den Blick bereits auf zentrale Phänomene richtet und demzufolge kaum zu überschätzen ist.

Im Analyseschritt des axialen Kodierens werden die Phänomene und die ihnen vorläufig zugeordneten Konzepte weiterentwickelt mit dem Ziel, Kategorien sowie Subkategorien inhaltlich zu bestimmen und hervorzubringen. Hierzu schlägt Strauss (1998: 56f.) bzw. Corbin/Strauss (1996: 78ff.) das Kodierparadigma (in der Veröffentlichung 1996 auch paradigmatisches Modell genannt) vor, um die Verbindungen zwischen Phänomen und Konzepten zu eruieren, indem das soziale Phänomen nach ursächlichen Bedingungen, Kontext, intervenierenden Bedingungen, handlungs- und interaktionalen Strategien sowie den Konsequenzen befragt wird. Das axiale Kodieren erfolgt innerhalb der sich herausbildenden Kategorien selbst, um die eigene Achse herum, um die Subkategorien miteinander, aber auch in Bezug auf das Phänomen in Beziehung zu setzen. Im axialen Kodieren wird mithilfe der Fragen im Kodierparadigma auch der Vergleich von Textstellen mit ähnli-

chen und abweichenden Phänomenen bzw. Kodes vorangetrieben. An dieser Stelle sei ergänzend auf die Kritik am bzw. die Weiterentwicklungen des Kodierparadigmas verwiesen, z. B. bei Clarke (2012) oder Tiefel (2005).

Im weiteren Schritt des selektiven Kodierens wird ein höheres Abstraktionslevel erreicht, in dem das zentrale Phänomen (Kernkategorie), also die *Story Line* (Corbin/Strauss 1996: 94) entwickelt und mit den anderen Kategorien in Beziehung gesetzt wird. Kategorien werden aufgefüllt oder auch aus dem entstehenden Kategoriensystem herausgenommen, wenn sie für die *Story Line* nicht relevant sind. Somit können im Endeffekt die analytisch herausgearbeiteten für die Beantwortung der Forschungsfrage tragenden Aspekte aufgegriffen werden. Insbesondere Strauss sprach der gemeinsamen Arbeit am Datenmaterial in Forschungswerkstätten eine große Bedeutung zu, um die unterschiedlichen Deutungen des Datenmaterials gegenüberzustellen, zu diskutieren und ggf. als Korrektiv zu fungieren (Riemann 2005). Die Arbeit in Forschungswerkstätten, Kolloquien etc. wurde auch für die vorliegende Forschung regelmäßig genutzt.

Zwar wird der Kodierprozess zuweilen geradlinig dargestellt, im Arbeitsprozess wechselt man jedoch zwischen den Schritten hin und her, konkretisiert ein Phänomen bereits sehr, ist bei dem anderen oder den jeweiligen Verbindungslinien jedoch erst im offenen Kodieren. Forschung (im Stil der *Grounded Theory*) ist, so Strauss in einem Interview, harte Arbeit (Legewie/Schervier-Legewie 2004), gleichzeitig aber auch ein kreativer Prozess, der eine dichte, gegenstandsorientierte Theorie hervorzubringen bezweckt.

3.2.2 Memos

Das Schreiben von Memos als zentrales Tool der *Grounded Theory* scheint in den von Corbin und Strauss explizierten Verfahrenskanons zur Entwicklung einer gegenstandsorientierten Theorie gegenüber dem Kodiervorgang etwas ins Hintertreffen geraten zu sein. Zu Unrecht, denn das Verfassen von Memos (wie auch immer diese aussehen mögen, ob es theoretische Notizen, Mindmaps etc. sind) und Diagrammen begleitet den Forschungsprozess und strukturiert den Analyseprozess, regt Vergleiche und Irritationen an, führt zurück zu einem vorangegangenen Analyseschritt. Folglich werden aus den Memos heraus Theoretisierungen und Abstraktionsniveaus erarbeitet (Strauss/Corbin 1996: 169ff.). Für die vorliegende Forschung habe ich Memos insbesondere im Prozess des offenen Kodierens genutzt, um erste Systematisierungen des aufgebrochenen Materials vorzunehmen und bestimmte Aspekte, die in dem Ana-

lyseschritt aufgefallen sind, festzuhalten. Das Erstellen von Mind Maps, Diagrammen u.Ä. nutzte ich insbesondere für den Prozess des selektiven Kodierens, um die Verbindungslinien zwischen den Kategorien zu visualisieren und die *Story Line* herauszuarbeiten (ebd.: 94ff.).

3.3. Ethnografie als Forschungsperspektive

Zur Rationalität ethnografischer Forschung

Soziologische Ethnografien werden immer noch häufig aus ethnologischer Forschung hergeleitet, obwohl die dem Gegenstand inhärente Differenz nicht größer sein könnte: Ging es Ethnologie bzw. Anthropologie darum, dass Zusammenleben von Indigenen und Stammesgesellschaften als maximal Fremdes zu verstehen (Malinowski 1985; Geertz 1987), so setzt die Ethnografie an einem gegensätzlichen Pol an: Ihr Forschungsgegenstand sind soziale Zusammenhänge, in denen die Forschenden selbst irgendwie »gefangen« sind, die sie ggf. befremden müssen (Amann/Hirschauer 1997), um das Vorsprachliche und Soziale zu verbalisieren. Ein grundlegendes Merkmal ethnografischer Forschung liegt in der

»methodologische[n] Rationalität einer dauerhaften »teilnehmenden Beobachtung«. Sie liegt darin, dass nur die Gleichzeitigkeit und Gleichörtlichkeit der Beobachterin mit dem untersuchten Geschehen es erlaubt, Sinnbildungsprozesse vor ihrer interpretativen Schließung zu erforschen« (Hirschauer 2002: 35).

Darüber hinaus ist die Datenpluralität der ethnografischen Sozialforschung inhärent. Ziel soll es nicht sein, bestimmte Datentypen zu kultivieren bzw. »möglichst vollständig analytisch auszuschöpfen, sondern sie lässt sich auf eine permissive Weise auf die Vielfalt kultureller Ausdrucksformen ein« (ebd.). Ebenso wird der Tätigkeit des Beschreibens eine übergeordnete Rolle zuteil, kann mit ihrer Hilfe doch eine besondere »Dimension des Sozialen« (ebd.) fokussiert werden:

»Sie muss etwas zur Sprache bringen, das vorher nicht Sprache war – materielle Settings, wortlose Praktiken, stumme Arbeitsvollzüge, bildhaftes Geschehen. Stimmloses, Vorsprachliches oder gar Sprachunfähiges kann sozi-

alwissenshaftlich nicht über Verbalisierungen der Teilnehmer erschlossen werden« (ebd.).

Zielsetzungen ethnografischer Sozialforschung

Das Ziel der ethnografischen Forschung kann unterschiedlichen Nuancierungen, je nach Abhängigkeit vom methodologischen Background, thematischen Zuschnitt etc. folgen, wie in einigen gängigen (Lehr-)Büchern zur Ethnografie zu entnehmen ist:

- Ziel der Feldforschung ist der Einblick in »sozialräumlich überschaubare Einheiten menschlichen Zusammenlebens[, die] ganzheitlich erfasst werden sollen« (Friebertshäuser 1997: 504).
- Ähnlich beschreibt Spradley seine Auffassung von Ethnografie: »Ethnography is the work of describing a culture. The essential core of this activity aims to understand another way of life from the native point of view. [...] Field work, then, involves the disciplined study of what the world is like to people who have learned to see, hear, speak, think, and act in ways that are different. Rather than studying people, ethnography means learning from people.« (Spradley 1979: 3)
- Der Zugang zur ethnografischen Forschung über die Tradition der *Chicago School* hingegen bezieht sich stark auf den urbanen Raum, die Besonderheit des Chicago des beginnenden 20. Jahrhunderts. Ihr Ziel lautete eher, »den Zusammenhang zwischen Verhaltensmustern und besonderen städtischen Lokalisationen aufzuschlüsseln« (Breidenstein et al. 2015: 21). Die Stadt als sozialer Raum dient dabei als »[...] ein soziales Laboratorium, das sich zum Studium menschlichen Verhaltens und Zusammenlebens besonders gut eignet, weil es Traditionen zerstört und aus seinem bunten Gemisch neue Arten von Individuen entstehen lässt« (Breidenstein 2015: 21).
- Ebenso kann der ethnografischen Forschung die »Beschreibung von kleinen Lebenswelten« (Honer 2011) zum Ziel gesetzt werden, um Wissensbestände aufzuzeigen, die eingelassen in die jeweiligen Kulturen sind (Lüders 2017: 389f.) und den Alltag als ethnografischen Gegenstand zu verstehen, wie es z. B. bei Goffmans Studie über alltagssoziologische Beobachtungen zu Ritualen zu finden ist (Goffman 1986, zur ethnografischen Alltagssoziologie siehe auch Breidenstein et al. 2015: 25ff.).
- Ziel kann es ebenfalls sein, im Stil der *Chicago School* »differenzierte Wissensgesellschaften [...] spezialsprachliche Expertengemeinschaften und Subkulturen methodisch als fremde Kulturen zu behandeln« (Breiden-

stein et al. 2015: 24f.) oder Alltagserfahrungen methodisch zu befremden (Amann/Hirschauer 1997).

- Knoblauch (2001, 2002) rekurriert hingegen auf die fokussierte Ethnografie, also auf jene Ethnografie, die entgegengesetzt von der anthropologischen Herleitung nicht bei einem längeren Feldaufenthalt in einer fremden Kultur ansetzt, sondern »sich auf die eigene Kultur konzentriert; überdies legt sie den Schwerpunkt auf einen besonderen Ausschnitt dieser Kultur« (Knoblauch 2001: 125). Ihren Analysegegenstand bilden »Strukturen und Muster von Interaktionen, Kommunikation und Situationen« (ebd.: 132).

So divers wie die methodologischen, erkenntnistheoretischen und methodischen Zugänge zur ethnografischen Sozialforschung und ihren Zielen sind,³ so enig ist man sich doch über ihre Differenzierungen hinweg darüber, dass sie im positiven Sinn opportunistisch, ungezwungen von methodischen Regulierungen agieren und aus dem Feld heraus ihre Methoden zum Teil selbst entwickeln muss, um dem Forschungsgegenstand gerecht zu werden (Dellwing/Prus 2012; Breidenstein et al. 2015; Budde/Meier 2015; Aman/Hirschauer 1997). Demzufolge möchte ich auch verdeutlichen, welches Ziel ich mit der ethnografischen Forschung verfolgt habe, denn es liegt wohl zwischen den aufgeführten Punkten, touchiert und durchkreuzt sie, trifft aber nicht in Gänze auf einen der Aspekte zu.

Das gewählte Forschungsfeld der Polizei ist tendenziell subkulturell zu begreifen und nicht ohne Weiteres für Außenstehende erreichbar und verstehbar. Gleichzeitig handelt es sich um einen spezifischen Teil einer differenzierten Gesellschaft. Wenn es also darum gehen soll, dezidierte soziale Phänomene in diesem besonderen Forschungsfeld zu verstehen, ist es durchaus relevant, einen längeren Erhebungszeitraum zu wählen und am (Arbeits-)Alltag zu partizipieren, um die soziokulturellen Codes des Felds zu verstehen und die entsprechenden Hinterbühnen erkennen und aufsuchen zu können. Somit konnten im Forschungsprozess zumindest teilweise Effekte sozialer Erwünschtheit überwunden werden.

Ebenso erschien es mit Blick auf das gewählte Thema zielführend, sich buchstäblich an den physischen Ort zu begeben, an dem sich die themati-

3 Ethnografische Forschung lässt sich aus unterschiedlichen erkenntnistheoretischen/methodologischen Blickwinkeln betreiben (z. B. ein interaktionistischer [Strauss et al. 1964], praxistheoretischer Zugang [Bourdieu 1979] oder Ethnografien mittels dokumentarischer Methode [Neumann 2019]).

schen Zugänge potenziell kreuzen, wie es im Pragmatismus als praktischer Problembezug angelegt ist. Die sozial definierte Krise oder das soziale Problem dient demzufolge als Ausgangspunkt für die Betrachtung. Dies bedeutet jedoch zunächst einmal ›nur‹, dass der praktische Problembezug auf einer methodologischen Grundlage fußt, jedoch nicht, dass eine vermeintliche Krise als gesetzt und thematisch zentral angesehen wird. Der praktische Problembezug bildet den methodologischen Ausgangspunkt für die Betrachtung des Forschungsgegenstands und bietet somit die Möglichkeit den Fokus darauf zu legen, wie der Arbeitsalltag in den Körper hineinwirkt – und unter die Haut geht – zumindest im Ansatz.

Die eigene Kultur zu befremden, wie es Aman/Hirschauer (1997) als ethnografisches Postulat der Sozialwissenschaften aufzeigten, stand mit Blick auf mein Thema nicht im Vordergrund – es ging eher darum, die Logik der Arbeitswelt Polizei themenspezifisch so tiefgreifend wie möglich zu erfassen und so nah wie möglich an die Bedeutungszuschreibungen und Handlungen resp. Praktiken der Polizist*innen heranzukommen.

Durch teilnehmende Beobachtung können mittels partizipativer Haltung gegenüber der beobachteten bzw. zu beforschenden Gruppe, Institution etc. Sinn- und Handlungsstrukturen der Erforschten aus deren Perspektive methodisch kontrolliert erfasst werden. Dabei werden intensivere Einblicke in den polizeilichen Arbeitsalltag ermöglicht, denn die Datenerhebung findet nicht punktuell, sondern über eine längere Zeitspanne statt. Anfangs ist der Forschungsprozess durch eine offene, das Feld erschließende Haltung geprägt, wird im Laufe der Erhebungen strukturiert und verdichtet sich schlussendlich zu einer Theorie (im Rahmen der vorliegenden Forschung im Stil der *Grounded Theory*), wobei sich Phasen der Datenerhebung und Analyse abwechseln oder parallel stattfinden und so weitere Forschungsschritte determinieren (Friebertshäuser 1997).

Zudem ist die Person und Rolle der Forschenden als Teil einer sozialen Welt von besonderer Bedeutung: Ethnografisch Forschende müssen ein sensibles Gleichgewicht zwischen der Sensitivität zum Entdecken sozialer Phänomene und der Assimilation mit der sozialen Gruppe austarieren. Sie sind gefordert, angemessene Strategien zur (Selbst-)Reflexion im Forschungsprozess zu entwickeln und anzuwenden. Darüber hinaus müssen sie die Rolle als Forschende mit einem ganz eigenen soziokulturellen Handeln im Feld berücksichtigen (Przyborski/Wohlrab-Sah 2014: 44ff.). Auf die Reflexion meiner Rolle als Forscherin im Prozess des ethnografischen Forschens gehe ich in Kapitel 4.7 ein.

Die kleinste soziale Einheit der ethnografischen Sozialforschung

Die sozialwissenschaftliche Ethnografie-Forschung kann sich die Betrachtung von Lebenswelten (Honer 2011), Praktiken, kulturellen Orientierungen oder institutionellen Kontexten zum Ziel setzen (Pofert/Schröer 2022: 1). Sie gilt als begrenzt methodisierbar und muss mit den Rahmenbedingungen, die sich im Feld darbieten, methodisch arbeiten (Breidenstein et al. 2015: 9). So vielfältig die methodologischen Zielrichtungen ethnografischer Forschung sein können, so implizit bleibt in ethnografischen Studien jedoch häufig, welche analytische Einheit der Untersuchung zugrunde gelegt wird – etwa Handlungen, Praktiken, Interaktionen oder Situationen (Jellen 2021). Für die ethnografische Forschung ist diese Frage je nach Methodologie entweder bereits vor der Erhebung entschieden oder hinderlich, da sie die eigentliche Forschung, die Ungezwungen- und Ungebundenheit überlagert. Was nun der Gegenstand der ethnografischen Forschung ist – im Fall der vorliegenden Arbeit war ich häufig unschlüssig, inwiefern ich beobachtete Situationen analytisch als Handlungen oder als Teil sozialer Praktiken interpretiere –, sollte aber zumindest reflexiv aufgegriffen werden. Für mich bedeutet dies eine Reflexion darüber, inwiefern sich der Forschungsgegenstand, die Fragestellung oder sogar die Ergebnisse verschieben, wenn ich den Begriff der Handlung oder einen Praxis-Begriff an die Erhebung und demzufolge an das Material anlege. Demzufolge war eine Reflexion von Unterschieden und ggf. auch Gemeinsamkeiten des Handlungs- und Praxisbegriffs unumgänglich:

»Beide (Handlung und Praxis; Anm. J. J.) zielen darauf, den cartesianischen Dualismus zu überwinden, auf dem Theorien rationaler Wahl aufbauen; beide betonen, dass die an sozialen Prozessen beteiligten ›Subjekte‹ ihrerseits sozial konstituiert werden; beide unterstreichen die Bedeutung, die der Körperlichkeit des Handelns und der Materialität der Dingwelt in Prozessen sozialer Ordnungsbildung zukommt.« (Dietz et al. 2017: 7)

Natürlich wäre es unzulässig verkürzt, Handlung und Praxis gleichzusetzen, gleichwohl kann der Blick auf Gemeinsamkeiten beider zunächst diametral gegenüberstehender Positionen die Begriffe wieder miteinander ins Gespräch bringen. Zwei Punkte können als Übereinstimmungen zwischen sozialem Handeln und sozialer Praxis ausgemacht werden:

- a) Der Fokus wird auf kollektive Phänomene und ihre Wirkungsverhältnisse und eben nicht auf Einzelhandlungen gelegt (Schulz-Schaeffer 2010: 322)
- b) Kollektive Phänomene setzen »einen Handlungszusammenhang als Grundelement des Sozialen« (ebd.) voraus und lassen sich nicht auf Einzelhandlungen zurückführen.

In Anlehnung an Schatzki kann die Differenz zwischen Handlung und Praxis jedoch in folgendem Punkt erkannt werden:

- c) Eine praxistheoretische Ablehnung als kleinste soziale Einheit erfährt das subjektiv sinnhafte Handeln, denn: »A practice, consequently, does not embrace a set of actions that possess identities independently of the practice. Its constituent actions are constituted by the practice's understandings, rules and structure. So a practice is a set of individuals' actions, but not a set of actions defined by reference to individuals alone« (Schatzki 1996: 106).

Daran anschließend formuliert auch Schäfer (2016), dass Praktiken in Handlungen eingehen, jedoch nicht aus ihnen bestehen:

»Praktiken sind das Tun, Sprechen, Fühlen und Denken, das wir notwendig mit anderen teilen. Dass wir es mit anderen gemeinsam haben, ist Voraussetzung dafür, dass wir die Welt verstehen, uns sinnvoll darin bewegen und handeln können. Praktiken bestehen bereits, bevor der/die Einzelne handelt, und ermöglichen dieses Handeln ebenso [,] wie sie es strukturieren und einschränken. Sie werden nicht nur von uns ausgeführt, sie existieren auch um uns herum und historisch vor uns. Sie zirkulieren unabhängig von einzelnen Subjekten und sind dennoch davon abhängig, von ihnen aus- und aufgeführt zu werden.« (Schäfer 2016: 12)

Demzufolge sind Praktiken – im Gegensatz zu sozialen Handlungen – nicht zwangsläufig an das Subjekt gebunden. Zwar gehen Handlungen in Praktiken ein, jedoch nicht vice versa. Somit bin ich für meine Forschung davon ausgegangen, dass beobachtete Situationen sowohl als Vollzüge von Handlungen als auch als Teil sozialer Praktiken rekonstruiert werden können. Im Zuge der Erhebung und Auswertung lag der Fokus darauf, Situationen möglichst detailliert zu beobachten und zu protokollieren sowie fehlendes Wissen zum Verständnis der Situation durch ethnografische Gespräche und Leitfaden- bzw.

Expert*inneninterviews zu ergänzen, da in Situationen ihre jeweiligen Bedingungen bereits enthalten sind:

»Die Bedingungen **der** Situation sind **in** der Situation enthalten. So etwas wie »Kontext« gibt es nicht. Die bedingten Elemente der Situation müssen in der Analyse der Situation selbst spezifiziert werden, da sie *für diese konstitutiv sind* und sie nicht etwa nur umgeben, umrahmen oder etwas zur Situation beitragen. Sie *sind* die Situation.« (Clarke 2012: 112, Hervorhebung im Original)

Welche Bedeutungen werden den Dingen in den beobachteten Situationen zugeschrieben? Wie verhandel- und beeinflussbar erscheinen sie und mit welchen Mitteln sind sie zu beeinflussen? Die Aufwertung der Situation innerhalb der qualitativ-rekonstruktiven Sozialforschung wurde bereits methodisch durch die Situationsanalyse (Clarke 2012) aufgegriffen und zeigt sich in ersten, aber deutlichen Schritten auch für die Ethnografie (Pöferl et al. 2020, Negal 2016). Berechtigterweise weist Schröer (2020: 22f.) jedoch darauf hin, dass die Frage, wie sich eine (Beobachtungs-)Situation denn nun darstellen würde, zentral sein dürfte:

»Und nicht selten sind Situationen schon vorab so kommunikativ vorstrukturiert, dass die beteiligten Rollen aus sich heraus über kaum überbrückbare Interessenlagen und Zielvorgaben verfügen. Auch hier sind situative Auseinandersetzungen hin zu Situationsenden möglich, ohne dass ein gemeinsamer Deutungsrahmen entwickelt und ein gemeinsames Handlungsziel erreicht wurde.« (Ebd.)

Nicht zuletzt verweist Schröer auf seine Studien zur polizeilichen Beschuldigtenvernehmung (Schröer 1992, 2002), in der die Maßgaben der Intersubjektivität einer Situation nicht in dem Sinne begriffen werden kann, denn die Beteiligten der Situation bringen jeweils ganz eigene Erfahrungshintergründe in eben diese mit ein, die sich natürlich auch diametral gegenüberstehen können: ein komplexes soziales Gebilde, in denen Individuen aufeinandertreffen, freiwillig, unfreiwillig, mit unterschiedlichen Verfügbarkeiten von Wissensbeständen und unterschiedlichen Deutungen über *die* Situation (zur Verbindung von Ethnografie und *Grounded Theory* und die damit einhergehende Relevanz des Situationsbegriffs s. auch Strübing 2022). Gleichzeitig – und dass macht den Situationsbegriff für die hier vorliegende Forschung so attraktiv – bestim-

men Herrschaftsverhältnisse ebenjene Situation, denn die an ihr Beteiligten haben ggf. ganz unterschiedliche gesellschaftlich legitimierte Positionen (wie z. B. Polizist*innen) und somit deutlich mehr Möglichkeiten, in die situativen Dynamiken einzugreifen. Doch was bedeutet das nun für den Forschungsprozess? Der Situationsbegriff ermöglicht es demnach, soziales Handeln und soziale Praktiken analytisch zusammenzudenken, ohne ihre unterschiedlichen theoretischen Voraussetzungen auflösen zu müssen.

3.3 Skizzierung des Forschungsprozesses

3.3.1 Eintritt in das Feld

Im Folgenden werde ich den Forschungsprozess, den Zutritt zu Gatekeepern und anderen Expert*innen, aber auch die Begrenzungen und Herausforderungen, die die ethnografische Forschung in der Polizei mit sich bringt, skizzieren. Das ethnografische Arbeiten folgt keiner klaren Methodisierung. Umso wichtiger ist es, dem Forschungsprozess reflexiv zu begegnen und sich im Feld und in der (fortlaufenden) Formung des Forschungsgegenstands im Forschungsprozess schrittweise anzunähern.

Nachdem sich die Wahl des Themas aus einer aktuellen Notwendigkeit der Beforschung heraus ergeben hatte, war jedoch keineswegs klar, wo mein empirischer Fluchtpunkt liegen würde, von dem aus ich das eingegrenzte Phänomen betrachten kann, an dem ich also mit meinen ethnografischen Erkundungen bestenfalls beginne und an welche neuralgischen Punkte mich die Institution lassen würde – und auch, welche ich selbst erkennen würde. Obwohl im Fokus qualitativ-empirischer und vor allem ethnografischer Forschung berechtigterweise das Prinzip der Offenheit steht, ist diese Maxime ein Stück weit trügerisch, denn sobald ein Themenbereich grob abgesteckt ist, erfolgt auch schon dessen Eingrenzung. Dieser Schritt der Fokussierung ist aus forschungspragmatischen Gründen absolut notwendig, muss aber transparent gemacht werden.

Für die hier vorliegende Forschung habe ich zum ersten Eruierten des Feldes zunächst die Polizeifachhochschulen als Scharnier zwischen Wissenschaft und Polizei gewählt; ganz konkret die Ansprache sozial- bzw. geisteswissenschaftlicher Professor*innen, um a) unmittelbare Nähe zum Feld und seinen Akteur*innen herzustellen, b) wegen des dezidierten Wissens über die Organisationsstruktur und die strategisch zielführende Wahl der

Ansprechpartner*innen sowie c) wegen des Verständnisses für die Notwendigkeit von Forschung über die Institution und die Unterstützung, derer es bedarf, um den Zugang ins Feld bestmöglich zu gestalten.

Aus dem Austausch mit einem*r Professor*in ergab sich dann der Hinweis auf eine Polizeigewerkschaft, die qua Aufgabenbereich umfangreich zum Thema Arbeitsbelastung arbeitet. Über diesen Kontakt konnte ich einen Zugang zum Feld zu finden. In einem Vorgespräch mit einem Landesvorsitzenden dieser Polizeigewerkschaft im untersuchten ostdeutschen Bundesland verwies dieser auf eine zentrale Erstaufnahmeeinrichtung für Geflüchtete des Bundeslands. Diese Erstaufnahme war standortabhängig einem bestimmten Polizeirevier-Bereich zugewiesen und fiel in dessen Zuständigkeitsbereich. Somit war das Polizeirevier mit unterschiedlichen, die Erstaufnahme betreffenden Tätigkeiten beauftragt, die sich im Zuge des langen Sommers der Migration veränderten bzw. intensivierten. Dies umfasste bspw. Objektschutz und Koordinierungstätigkeiten, die nicht zwangsläufig polizeiliche Aufgabe waren, sowie das via Beschluss des Innenministeriums dauerhafte Vorhalten und Einsetzen von Personal in der Erstaufnahmeeinrichtung zur Durchführung erkennungsdienstlicher Maßnahmen, wenn Geflüchtete die Erstaufnahme erreichten. Somit entstand ein hohes Arbeitspensum für ein ländliches Revier, das für eine relativ große Fläche zuständig ist. Zwar ist die Erstaufnahmeeinrichtung bereits seit den 1990er-Jahren dort verankert. Das polizeiliche Arbeitsaufkommen in der Einrichtung war jedoch bis zum langen Sommer der Migration für das Revier überschaubar. In diesem Revier schien sich demzufolge genau die Kumulation von Flucht*Migration und Arbeitsbelastung zu finden, die ich als Ausgangspunkt für mein Forschungsvorhaben gesucht habe. Der Vorsitzende der Polizeigewerkschaft konnte zum einen Kontakt zur Revierleitung herstellen und zum anderen mein Forschungsvorhaben gegenüber dem Innenministerium unterstützen, das als Dienstherr die Datenerhebung genehmigen musste. Im Anschluss an das Vorgespräch und noch bevor ich mit der Datenerhebung begann, führte ich mit dem Vorsitzenden der Gewerkschaft ein Expert*inneninterview zum Thema Arbeitsbelastung und Flucht*Migration aus gewerkschaftlicher Perspektive. Im weiteren Verlauf des Forschungsprozesses habe ich Kontakt zur Revierleitung des entsprechenden Polizeireviers hergestellt und konnte mit dessen Leiter sowie dem Leiter des Streifen- und Einsatzdiensts im Vorgespräch mein Forschungsvorhaben vorstellen und über die gegenseitigen Erwartungen an den Aufenthalt im Feld ins Gespräch kommen. Hier wurde meine Datenerhebung

letztlich genehmigt, sodass ich einige Wochen nach diesem Gespräch mit meinem Feldaufenthalt beginnen konnte.

3.3.2 Feldaufenthalt

Der Aufenthalt im Feld strukturierte sich so, dass ich zunächst sechs Wochen in der Erstaufnahmeeinrichtung verbrachte. Dort waren dauerhaft Polizei-beamt*innen eingesetzt, die vor allem erkennungsdienstliche Maßnahmen durchführten, aber auch für den Objektschutz verantwortlich waren. Der für die Erstaufnahmeeinrichtung eingesetzt Personalstamm musste krankheitsbedingt jedoch immer wieder durch das Revier »aufgestockt« werden. Dementsprechend stieß ich zum Teil immer wieder auf dieselben Beamt*innen, aber auch auf Polizist*innen, die eigentlich im Streifen- und Einsatzdienst im Revier arbeiteten und nur ausnahmsweise eine Schicht übernahmen. Ein Großteil meines Aufenthalts spielte sich am Eingang der Erstaufnahmeeinrichtung ab. Dieser war von einer Schranke und einem alten Flachbau markiert, in dem die Polizist*innen einige Büroräume nutzten (zusammen mit den Angestellten der Security-Firma).

Im Anschluss führte ich meinen Feldaufenthalt im besagten Polizeirevier für zwei weitere Wochen fort und begleitete unterschiedliche Beamt*innen im Streifen- und Einsatzdienst im Revierbereich, zu dem auch die Erstaufnahmeeinrichtung gehörte.

Da die Beobachtungssituation in der Erstaufnahmeeinrichtung sehr statisch war, sich quasi der ganze Berufsalltag in der Erstaufnahme bzw. in den wenigen Büroräumen und vor dem alten Flachbau abspielte, setzte ich meine Beobachtungszeiten so, dass ich zwei Schichten sowie den Schichtwechsel erleben konnte. Die Phase des Feldaufenthalts war sehr stark gesprächsorientiert, auch weil die Arbeit von Phasen der Langeweile und des Nichtstuns für die Beamt*innen geprägt war.

Im Streifen- und Einsatzdienst änderte ich diese Herangehensweise und orientierte mich an den Schichten, die ich dann jeweils vollständig miterlebte, denn der Streifen- und Einsatzdienst war deutlich teamorientierter organisiert: Die Polizist*innen waren immer in Zweier-Teams in den Einsätzen oder kehrten von diesen zurück, fertigten meistens auch die Dokumentationen der Einsätze parallel an und wurden wieder in den nächsten Einsatz geschickt – diese Arbeitsstruktur erforderte aus meiner beobachtenden Haltung heraus, dass ich mich in sie hineinbegebe und sie de facto miterlebe. Hier wäre ein eigener zeitlicher Rhythmus, wie ich ihn in der Erstaufnahme wählte, fatal, da

sich das eigentliche Geschehen weniger im Revier als vielmehr in der Wechselhaftigkeit der Situationen und Arbeitsorte vollzog.

3.3.3 Feldnotizen und Beobachtungsprotokolle

Neben dem Zugang zum Feld und der Möglichkeit, an »richtiger« Stelle beobachten zu können, also an dem Ort zu sein, dessen Beobachtung mit Blick auf Fragestellung und Thema passungsfähig schien, ist die Protokollierungspraxis des Feldaufenthalts ausschlaggebend. Nur die Dinge, die verschriftlicht sind, können zum Gegenstand der Analyse werden und demzufolge kann jede Situation als Trägerin des Vorsprachlichen erst über den Modus der Protokollierung manifestiert werden (Breidenstein 2015: 85ff.).

Das Schreiben von Beobachtungsprotokollen war für die hier vorliegende Arbeit in dem Sinne herausfordernd, als ich Feldnotizen erst im Nachgang an eine mehrstündige Dauer (ca. sieben bis acht Stunden) des Beobachtens anfertigen konnte, d. h., dass ich mir während des Aufenthalts in der Erstaufnahme und auch im Streifen- und Einsatzdienst des Reviers keine Notizen gemacht habe, da dies die Beobachtungssituation nicht zugelassen hat: Meine Anwesenheit wurde bspw. am ersten Tag in der Erstaufnahmeeinrichtung sehr kritisch beäugt, die Kommunikation mit mir und in meiner Anwesenheit auf ein Minimum heruntergefahren. Jede Notiz und jeder Vermerk, den ich gemacht hätte, wäre aufgefallen, hätte ggf. für Verunsicherung oder für (noch mehr) Skepsis gesorgt, was an der Unterhaltung zwischen Kolleg*innen, an dem Lachen oder der Zigarettenpause denn jetzt so außergewöhnlich gewesen wäre, um eine Notiz wert zu sein. Allein eine sehr knappe Notiz im Smartphone, bspw. eines bestimmten Wortlauts, war möglich.⁴ Für mich bedeutete dies, dass ich meine Feldnotizen direkt nach der Beobachtungen vorgenommen und im Anschluss Beobachtungsprotokolle angefertigt habe, die je nach Situation als eine Geschichte – also bezogen auf einen konkreten polizeilichen Sachverhalt, als eine Art Gesprächsprotokoll, als bürokratische Ablaufschema oder als knappe Beschreibungen relevanter Situationen – verfasst wurden. Gleichzeitig erforderte dies einen sehr pragmatischen Umgang mit der Anfertigung der Protokolle, da ausgedehnte Schreibphasen in der Feldphase durch

4 Przyborski und Wohlrab-Sahr (2014: 52f.) beschreiben die Herausforderung, den richtigen Ort zur Protokollierung zu finden, und verweisen auf Goffman (1989), der das Anfertigen von Notizen in Anwesenheit der Beobachteten ablehnte, um die alltägliche Abfolge von Interaktionen, Handlungen etc. nicht zu stören.

die zeitliche Begrenzung, die mit der Behörde vereinbart worden war, nicht möglich waren – dies wiederum bedarf eine durchaus kritische Reflexion über die Qualität der Protokolle (s. Kapitel 4.7). Somit hat das Feld die Art der Protokollierung determiniert und forderte andere Strategien im Umgang mit ihr, denn auch die bedeutsamen Beobachtungen waren divers (Gesprächsprotokolle, umfangreiche polizeiliche Einsätze, kleine Alltagspraktiken oder Wortspiele, bürokratische Prozesse etc.).

Eine detaillierte Protokollpraxis, die jede Handbewegung einfängt,⁵ war für mich a) nicht umzusetzen und b) auch nicht erklärtes Ziel. Intention der teilnehmenden Beobachtung bzw. einer ethnografischen Forschung war für mich, ganz allgemein einzutauchen in den Arbeitsalltag der Beamt*innen, ihre Routinen, Perspektiven und Alltagserfahrungen in Bezug auf den gewählten Themenbereich in den Blick zu nehmen und mich somit, so weit wie es nur möglich ist, an die subjektiven Wahrheiten der Polizist*innen heranzuarbeiten, um diese wiederum auf ihre Strukturen und Eigenheiten hin zu befragen.

3.4 Datenerhebung und Datenauswertung im Forschungsverlauf

3.4.1 Datenerhebung und -auswertung

Da im Sinne einer ethnografischen Forschung die Pluralität der Daten und ihre Erhebung, aber auch der Zeitpunkt der durchgeführten Erhebungen relevant für den Forschungsprozess sind und gleichzeitig hinter jeder verwendeten Methode (Expert*inneninterview, Beobachtung, Leitfadeninterview etc.) ein spezifischer Zweck steht, werden der Forschungsprozess sowie die Erhebungsmethoden und die jeweilige Begründung ihrer Verwendung tabellarisch dargestellt, um nachvollziehen zu können, wie einzelne Datenerhebungen aufeinander aufbauen (s. Tabelle 2).

Wie bereits dargelegt, wurde mittels *Grounded Theory* und Ethnografie unterschiedliches Datenmaterial erhoben. Die Auswertung erfolgte mittels Kodierverfahren, Memos und Diagrammen. Über die Materialien hinweg konnten Codes herausgearbeitet werden, die dann zu Kategorien bzw. Hauptkategorien entwickelten wurden. Die teilnehmenden Beobachtungen und ethno-

5 Wie sie mit Blick auf den Trend zur Videografie/audiovisuellen Aufnahme als ethnografisches Element gehandhabt wird; siehe hierzu Knoblauch (2001) und Breidenstein (2015: 89ff.).

grafischen Gespräche wurden ergänzt durch Expert*innen- und Leitfadeninterviews.

Die Expert*inneninterviews mit dem Gewerkschaftsvorsitzenden sowie mit dem Leiter des Streifen- und Einsatzdiensts wurden durchgeführt, um die Interviewees als Angehörige der Funktionselite und Teil des Handlungsfelds zu erreichen. Zwar wurden die Interviewpartner aufgrund ihrer offiziellen Positionen und Qualifikationen ausgewählt, aber auch weil sie eine »praktische Wahrnehmung von bestimmten Funktionen [und somit] spezialisiertes Sonderwissen« (Meuser/Nagel 1994: 180) im Feld der Polizei aufweisen. Expert*innen zeichnen sich u. a. durch ihr Potenzial, auf politische Entscheidungsprozesse einzuwirken, aus. Sie verfügen über ein Erfahrungswissen, dass in Betriebs- und Kontextwissen unterschieden werden kann. In den hier durchgeführten Interviews wurde eher das Betriebswissen fokussiert, also das »selbstreflexive[...] Wissen bzgl. der eigenen Handlungseinheiten« (Krise 2015: 170). Somit wird tendenziell auf die*den Expert*in rekurriert, die*der selbst Teil des Felds ist. Ziel des Expert*inneninterviews ist es, »Eigenschaften und Strukturen der Handlungssituation der Zielgruppe aufzuschließen« (Meuser/Nagel 1991: 447). Die Auswertung des Materials erfolgte nicht in Anlehnung an das von Meuser und Nagel vorgeschlagene Verfahren,⁶ sondern im Sinne einer Datensortentriangulation (zur durchaus kritischen Diskussion der Datentriangulation in der Ethnografie siehe Flick 2004: 51ff.) unter Bezugnahme auf die in der Forschungslogik der *Grounded Theory* angelegten Auswertungsverfahren. Die Triangulation, die in der Ethnografie häufig implizit enthalten ist, meistens aber nicht ausformuliert wird, dient der »Erweiterung der Erkenntnismöglichkeiten über den untersuchten Lebensbereich« (ebd.: 53). Dabei erfolgt die Datenerhebung im Stil eines offenen Leitfadeninterviews.

Neben den Vertreter*innen der Funktionselite wurden zwei weitere Polizist*innen interviewt (siehe Tabelle 1, Erhebungsphase II). Da zu Beginn des Dissertationsvorhabens zwei Feldphasen geplant waren, jedoch der Feldzugang in einem anderen Bundesland leider nicht möglich war, entschied ich mich, zwecks kontrastiven Vergleichs zwischen den Bundesländern zumindest offene Leitfadeninterviews anzustreben: Hierzu führte ich ein Interview mit einer Polizistin im Streifen- und Einsatzdienst im urbanen, westdeutschen Raum durch, die zu Beginn der Flucht*Migrations-Bewegung in den

6 Das von den Autor*innen vorgeschlagene Auswertungsverfahren verdichtet die Transkription eher als die Komplexität im Sinne des Kodierens zunächst zu vergrößern.

Beruf eingemündet ist, sowie eines mit einem Polizisten, auf den die dezidierte berufliche Einmündungsphase ebenfalls zutrifft und der zum Zeitpunkt des Interviews in einem Polizeigewahrsam arbeitete. Das offene Leitfadenterview eignete sich als Erhebungsmethode in besonderer Weise, da es im sensiblen Spannungsfeld von Offenheit und Strukturierung zwar eine thematische Fokussierung zulässt, den Interviewten jedoch den Freiraum schafft, eigene Schwerpunkte zu setzen und thematische Vertiefungen vorzunehmen (Kruse 2015: 148ff.; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 126ff.).

Tabelle 2. Datenerhebung und ihre Abfolge

Zeitraum	Ort/Person	Erhebungsinstrument	Begründete Wahl
Erhebungsphase I			
03/2016	Professor*in Polizeifachhochschule	Vorgespräch	– Funktion als Gatekeeper – Eintritt in das Feld, eruieren möglicher Feldaufenthalte- und orte
05/2016	Landesvorsitzender einer Polizeigewerkschaft	Vorgespräch	– Eruieren möglicher Beobachtungsorte und Feldeintritte
05/2016	Vorsitzender einer Polizeigewerkschaft	Expert*inneninterview	– Angehörige von Funktionseliten als Teil des Handlungsfelds; gemessen am spezifizierten Sonderwissen (Erfahrungswissen) (Meuser/Nagel 2009) – Mittels Leitfadeninterviews zur thematischen Strukturierung (Kruze 2015: 209ff.) – Funktion als Gatekeeper – Gewerkschaftliche Perspektive auf Belastungsnarrativ im Zusammenhang mit Flucht*Migration
09/2016	Revierleitung und Leiter des Streifen- und Einsatzdiensts	Vorgespräch	– Konkrete Planung des Feldeintritts

Zeitraum	Ort/Person	Erhebungsinstrument	Begründete Wahl
10/2016	Erstaufnahmeeinrichtung für Geflüchtete	Teilnehmende Beobachtung, ethnografische Gespräche	– Erfassen und soziologisches Verstehen von (Be-)Deutungen, Handlungen bzw. Praktiken, Situationen sowie Interaktionen in der Alltagsstruktur (Breidenstein et al. 2015) der Beamt*innen in der Erstaufnahmeeinrichtung – Ort der Erhebung als relativ neuer Einsatzort hat sich aus den gesellschaftlichen Herausforderungen ergeben und ist daher relevant für die Fragestellung. – Ethnografische Interviews als Gespräche im direkten Feldkontakt, die spontan und bezogen auf den Gegenstand geführt werden können (Spradley 1979)
11/2016	Polizeirevier Albenforde	Teilnehmende Beobachtung, ethnografische Gespräche	– Erfassen und soziologisches Verstehen von (Be-)Deutungen, Handlungen bzw. Praktiken sowie Interaktionen in der Alltagsstruktur (Breidenstein et al. 2015) der Beamt*innen im Streifen- und Einsatzdienst – ausgehend vom Revier – Ort der Erhebung als etablierter Arbeitsort, der aber in einem stetigen Wechselverhältnis mit der Erstaufnahme steht – Ethnografische Interviews als Gespräche im direkten Feldkontakt, die spontan und bezogen auf den Gegenstand geführt werden können

Zeitraum	Ort/Person	Erhebungsinstrument	Begründete Wahl
04/2017	Leiter des Streifen- und Einsatzdiensts	Expert*inneninterview	– Angehörige von Funktionseliten als Teil des Handlungsfelds, gemessen am spezifizierten Sonderwissen (Erfahrungswissen) mittels Leitfadenterview zur thematischen Strukturierung – Spezielles Kontextwissen zu den Erhebungssituationen, da dieser Interviewpartner die Personalplanung für den Streifen- und Einsatzdienst zum Zeitpunkt der ethnografischen Erhebung vornahm und im Leitungsteam des Polizeireviers war
06–12/2017	–	–	Versuch, weitere Feldphase umzusetzen; es konnten leider keine weiteren Zugänge ins Feld in anderen Bundesländern generiert werden. Demzufolge musste eine forschungspraktische Entscheidung getroffen werden, sodass zumindest im Ansatz kontrastive Ebenen durch Interviews mit weiteren Polizist*innen, die sich maximal von einem Großteil der Beamt*innen im untersuchten Revier unterschieden, durchgeführt wurden.

Zeitraum	Ort/Person	Erhebungsinstrument	Begründete Wahl
Erhebungsphase II			
07/2018	Polizeibeamter Tim	Leitfadeninterview	– Als Kommunikationsform findet das Leitfadeninterview einen Mittelweg zwischen Strukturierung und Offenheit, lässt die Interviewten eigene Schwerpunkte setzen und sie »ins Erzählen« kommen, gleichzeitig können für die Forschung relevante Fragen strukturiert hervorgebracht werden (Krise 2015: 209ff.). – Interviewter hat im langen Sommer der Migration in einem Revier, vergleichbar mit dem untersuchten Revier gearbeitet, aktuelle Tätigkeit zum Zeitpunkt des Interviews im Gewahrsam in einer westdeutschen Großstadt.
10/2018	Polizeibeamtin Karoline	Leitfadeninterview	– Interviewte ist im langen Sommer der Migration in den Polizeiberuf eingemündet – Arbeitet zum Zeitpunkt des Interviews in einer westdeutschen Großstadt

3.4.1 Darstellung der Ergebnisse

Im folgenden Kapitel werden die Ergebnisse der Datenanalyse dargestellt. Dabei bewegt sich die Ergebnisdarstellung entlang der entwickelten Kategorien. Die Anordnung bzw. Reihenfolge der Darstellung folgt insbesondere dem Gedanken, die Leser*innen bestmöglich durch den Alltag im Revier Albenforde und der dazu gehörigen Erstaufnahmeeinrichtung für Geflüchtete mitzunehmen, sie Stück für Stück in die Logik der Mitglieder besagter Organisation einzuführen, um die Schlüsse der Polizist*innen, ihre Ansichten und Bedeutungszuschreibungen so gut wie möglich nachvollziehen zu können. Den Leser*innen soll im Sinne ethnografischer Forschung die Gelegenheit gegeben werden, empirisch so nah wie möglich an die Logiken im untersuchten Revier zu kommen. Somit bewegt sich der Text eher von alltäglichen Themen und Problemen im Revier hin zu polizeispezifischen Praktiken und Situationen, die besser verstehbar werden: vom Erhebungsort und den relevanten Protagonist*innen, zu den Deutungen des polizeilichen Berufsalltags, hin zur sozialen Welt der Erstaufnahmeeinrichtung, dem praktischen Erkennen der polizeilichen Arbeitswelt, um dann die Darstellungen am Ende des Kapitels zusammenzuführen.

Gleichzeitig soll das folgende Kapitel eine Geschichte (die *Story Line*; Corbin/Strauss 1996: 94) erzählen: von subjektivem Arbeitsleid, das gleichzeitig nur bedingt anerkannt wird, dessen Ernsthaftigkeit durch die gesellschaftliche Position der Polizei gesteigert und gleichzeitig durch die Positionierung der Beamt*innen im Streifen- und Einsatzdienst innerhalb der Behörde gesenkt wird. Dieses Leiden an der Arbeit ist ein dialektisches Leiden, dass seine Besonderheit nur aus einer staatlichen, gouvernementalen und machtvollen Position heraus entwickeln kann und somit eine besonders intensive Sichtbarkeit in den Arbeits- und Belastungszusammenhängen der Erstaufnahmeeinrichtung für Geflüchtete erhält.

Das folgende Kapitel arbeitet im Zuge der Darstellung der Ergebnisse ein Verhältnis der Staatsgewalt zu ihren Arbeitsbedingungen und -belastungen heraus. Hierzu werden die Kategorien mit empirischen Beispielen angereichert. Diese Beispiele dienen allerdings nur der Illustration der Ergebnisse und sind keine Darstellung der Analyse der Ankerbeispiele. Im weiteren Verlauf der Arbeit werden die Ergebnisse konzeptionell zusammengeführt, um sie pointiert darstellen zu können.